Aus der Frauenklinik der Universität Erlangen.
Direktor: Prof. Dr. med. et. phil. H. Wintz.

Warum bringt der Storch die Kinder?

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Medizinischen Fakultät

der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Othmar Filitz

aus Königshütte O./S.

Tag der mündlichen Prüfung: 2. 3. 1940.

1940

Buchdruckerei Karl Döres, Erlangen, Jägerstraße 3.

1940 №77

Referent: Prof. Dr. H. Wintz.

Dekan: Prof. Dr. R. Greving.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Der Kinderglaube, daß der Storch die Kinder bringe, ist heutzutage fast in ganz Deutschland, der Schweiz und den slawischen Völkern verbreitet. Es läßt sich jedoch schon aus den letzten Jahrzehnten nachweisen, daß er in den meisten Gegenden nichts Ursprüngliches ist, sondern daß er sich langsam vom deutschen Norden nach Süden und Osten verbreitet hat. Die Ueberlieferungen über die ursprünglichen Kinderbringer sind fast verschwunden. Selbst in Gegenden, in denen es seit langer Zeit keine Störche mehr gibt (Metz), sind diese doch nachträglich zum Kinderbringer geworden.

Wie ist nun dieses Ammenmärchen entstanden? — Zur Umschreibung des natürlichen Geburtenvorganges für das fragende Kind bestimmt nicht. Der Glaube weist in eine Zeit zurück, in der es noch nicht diese Scham vor natürlichen, lebensnotwendigen Dingen gab. Nur der Zusatz, daß der Storch die Mutter ins Bein beiße, stammt aus jüngerer Zeit und sollte den vorübergehenden Zustand des weiblichen Geschlechts bezeichnen. Der Zweck dieser Arbeit soll nun sein, den Ursprung dieser „Märchen" zurückzuverfolgen und sie mit dem Volksglauben anderer Völker zu vergleichen.

Die Mythen, Sagen und Märchen der Völker von der Geburt eines Menschen sind so mannigfach, daß es zuerst kaum möglich erscheint, ein System in diesen Wirrwarr zu bringen. Und doch weisen sie alle auf einen gemeinsamen Ursprung hin. Es ist allerdings unbedingt notwendig, sich nicht auf eine bestimmte Zeit zu beschränken, wie es die Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts vielfach taten und dadurch zu falschen Ergebnissen kamen, sondern die Anfänge so weit als möglich zurückzuverfolgen. Noch in den heutigen Abhandlungen über dieses Thema, wie z. B. in dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens", finden sich nur einzelne Varianten, die aus dem Zusammenhang gerissen, ein völlig verzerrtes Bild ergeben. Meist liegt es auch daran, daß jeder Volksglauben auch von der Landschaft, in der er entstand, abhängig ist. So kam es, daß sich vor ca. 70 Jahren zwei Richtungen gegenseitig der Unkorrektheit beschuldigten, weil jede etwas anderes lehrte. In Wirklichkeit war aber die eine Lehre die Ergänzung der anderen.

Die natürliche Herkunft der Kinder kann nie zweifelhaft gewesen sein. Wenn die Nord-Queenländer heute noch glauben, daß Geister in "the distant west" die Kinder machen und sie den Frauen unbemerkt beim Bade eingeben, so kann hier nicht die Unkenntnis der dem Naturvolk stets vertrauten Natur, sondern nur die Suche nach der Herkunft des seelischen Lebens die Ursache sein.

Also nicht das Kind, sondern die Seele des Kindes brachten die Boten der Götter, Storch, Hase, Fuchs usw. herab zur Erde. Was früher sinniger Glaube einer mit der Natur engverbundenen Menschheit war, das hat die Phantasie späterer Geschlechter ausgestaltet und benutzt, um den neugierigen Wissensdurst der Kinder zu befriedigen. Der Glaube, der so zum Kindermärchen wurde, war nie eine kindliche Weltanschauung, sondern eine sinnvolle Erkenntnis des Unsterblichen.

Bei den germanischen Völkern kann man drei große Gruppen von Kinderherkunftsorten unterscheiden: Das Wasser, den Baum und den Stein.

Es fällt sofort auf, daß in den verschiedenen Gegenden immer das Hervorstechendste der Landschaft oder auch ihr gewaltigstes Element gleichzeitig das Reich der Seelen bildete. Am Meere, wo das Wasser das Sinnbild des Unendlichen war, ist es natürlich, daß es bei den Bewohnern als etwas Heiliges und Sitz der Gottheit galt; in den Tälern der Schweiz waren es die Berge und die Felsen und in den weiten Ebenen des Landes der endlose Wald, erst später der alte Baum als karger Ueberrest desselben.

Die Bedeutung des Wassers und der Wolken als Kinderherkunftsorte ist wahrscheinlich nicht nur am weitesten verbreitet, sondern in ihrer Ueberlieferung sicherlich auch am ältesten. In großen Zügen ist hier noch eine Aehnlichkeit zum indischen Glauben festzustellen.

Ebenso wie die Kelten wähnten fast alle Germanenstämme hinter dem himmlischen Gewässer, den Wolken, ein himmlisches Seelenreich gelegen. Sie faßten das bewegliche flüssige Element, zusammengefaßt in Luftmeer, als Inbegriff der lebensschaffenden und lebenserhaltenden Naturkraft auf (bei den Indern Varuna, später Vishnu). Alles irdische Leben ist durch Luft und Wasser bedingt; beide sind im Gegensatz zur ruhenden festen Erde das Bewegte und Bewegende, der Lebensbrunnen, das Urweib. Deshalb wurde auch das der Erde Fruchtbarkeit und Gedeihen bringende Wasser bald als Frauen, bald als Götterfrauen dargestellt. Im Gebirge hört man heute noch sehr oft, wenn die weißen Nebel aufsteigen: „Die Bergweiberl schießen aus dem Busch."

Hier ist die Darstellung der Wolke als Frau noch in voller Klarheit. Wenn nun die Wolke die lebensspendende Mutter war, so war es auch ganz natürlich, daß man hinter ihr das Reich der Seelen vermutete. Einen ersten Hinweis gibt uns die Edda: „Das dem Riesenleib Ymirs entnommene Hirn in die Luft geworfen, ergab die Wolken, die Geburtsstätte des neuen Lebens."

Die Germanen unterschieden schon recht wohl, wenn auch in kindlich-anschaulicher Weise, Seele und Leib und schrieben jener einen übernatürlichen, himmlischen Ursprung zu. Einerseits wird nun die Seele vom Leibe unterschieden, andererseits aber wieder als etwas Leibliches und Sichtbares vorgestellt. Am häufigsten findet sich die Darstellung der Seele als Maus, die sich zum Teil auch noch bis zum heutigen Tage im Volksglauben erhalten hat: „Ein schlafendes Kind darf den Mund nicht offen haben, sonst kann seine Seele als Maus entschlüpfen." Diese Überlieferung weist auf den Wolkenursprung der Seele zurück. Die graue Maus war ebenso wie der Eber ein typisches Wolken- und Gewittertier. Die graue Farbe und der weiße Zahn (Wolken und Blitz) deuten es an. Auch die Seelen der Abgeschiedenen nehmen im deutschen Aberglauben die Gestalt von Mäusen an, und wenn das Haupt eines Hauses stirbt, so heißt es, daß sogar die Mäuse das Haus verlassen[1]). Daß diese Ansicht früher allgemein sein mußte, ergibt sich auch daraus, daß der Goethe'sche Faust sich weigert, den Tanz mit dem hübschen Hexenmädchen fortzusetzen:

„Denn mitten im Gesange sprang
Ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde."

Außerdem erscheint die Seele noch als Wiesel, Schlange (Blitz), Käfer, Flämmchen oder als blauer Dunst[2]). Ueberall wird so die Kleinheit und Beweglichkeit hervorgehoben.

Alles irdische Wasser stammt vom himmlischen, welches im Regen niederströmt. Das Meer ist nur die irdische Form des Wolkenmeeres, Quellen und Brunnen nur die Abbilder der himmlischen, ebenso wie bei den Indern der Ganges den von dem Himmel herniedergekommenen Himmelsstrom, die Milchstraße, darstellt.

Über das Wolken- und Seelenreich herrschte die Göttin Holda. Sie bewachte die Seelen der Ungeborenen unter irdenen Töpfen im Kinderbrunnen und sandte bei der Geburt die Seele des Kindes zur Kreissenden. Beim ersten Schrei erhielt das Neu-

---

1) Gubernatis, Die Tiere in der indogerman. Myth., S. 391.
2) Wuttke, D. Volksglaub. d. Gegenwart, S. 52.

geborene erst seine Seele; wurde in diesem Augenblick erst zum Menschen. Noch bis in das Mittelalter galt das Beschreien der Wände als eigentliche Menschwerdung. Erst in späterer christlicher Zeit legte man mehr Poesie in das vorgeburtliche Leben. Der irdene Topf, als das Zeichen des Gesamtheidentums, verschwand. Man ließ Holda nun mit den Kindern spielen und sie mit Brei füttern.

In Franken hat bis etwa 1900 das Ammenfräulein die kleinen Kinder mit einem silbernen Eimer aus dem Lindenbrünnlein zwischen Schweinfurth und Königshofen geschöpft. Auch hier läßt sich der Ursprung in Göttin Holda vermuten. Das Herausschöpfen mit dem silbernen Eimer, dem irdenen Topf, erinnert sehr an andere Gegenden, in denen Maria, der Mutter Gottes, diese Aufgabe zufällt. In der christlichen Zeit übernahm Maria als der Inbegriff aller Weiblichkeit alle hohen Aufgaben Holdas. Sie spielte jetzt mit den Ungeborenen im Kinderbrunnen, sie sandte den Storch mit dem Kinde zur Welt. Das Lied:

Storch, Storch, Steine,
mit dem langen Beine,
mit dem kurzen Knie,
Jungfrau Marie
hat ein Kind gefunden
in dem goldnen Brunnen usw.

ist bald allgemein geworden, Den Ursprung hatte man vergessen. Im vorliegenden Falle mag es nun das Mystische der alten wenn auch verfälschten Religion gewesen sein, die das Volk Maria wieder zum Ammenfräulein werden ließ.

Die Volkskunde weiß allgemein viel von Kinderherkunft aus Brunnen, Quell, Bach, Fluß, Teich, See und Sumpf. Das Wasser als Lebensspender und Lebensträger hat auch in späterer Zeit Denken und Glauben stets beschäftigt. Hierzu gesellt sich, daß die Geburt sich immer unter dem Zeichen des abfließenden Fruchtwassers vollzieht. Im Mythos steigt aus den Fluten die neue Erde empor. Über das Meer oder auf dem Flusse kommt der sagenhafte Held (Lohengrin). In Cortryk (Belgien) soll es noch heißen, daß die Kinder zu Schiff kommen, ebenso wie die Halligkinder aus der Tiefe des Meeres aufsteigen, oder in Dänemark „aus dem Salzwasser“ kommen. Auf Sylt fischt man die Kinder, desgleichen auf Amrum aus dem Gänsewasser. Auf dem Lande hat fast jeder Ort sein Kinderwasser, fließendes oder stehendes Wasser aller Art, von den großen Seen, wie Bodensee oder Titisee (Schwarzwald) bis zur Ortsschwemme. Vielerorts trägt der Kinderweiher besonders bemerkenswerte Namen: Kinderpfuhl, Krähenteich (bei Lübeck) u. a. Die Herkunft aus dem Moor scheint

seltener zu sein. Dagegen sind die Flüsse oft bekannte Herkunftsorte der kleinen Kinder. Die glucksenden „Götterlöcher" der Donau werden besonders häufig genannt (Donaueschingen). Neben der Donau der Neckar, Rhein, die Spree, Eider, Isar und Weser. Die Kinder werden in den Flüssen gefischt oder aufgefangen, teilweise kommen sie auf den Bächen bis zur Wohnung geschwommen. Im Wasserschaume werden sie gefangen, von der Hebamme herausgeschöpft und im Keller bis zu ihrer Geburt verwahrt.

In einigen Gegenden werden die Ungeborenen vom Pfarrer im Keller behütet. Irgendeine sinnvolle Erklärung kann nicht einwandfrei dafür gefunden werden. Vielleicht spielen noch die überlieferten Erinnerungen an das Jus primae noctis der Priester dabei eine Rolle, die im Volk diese offenbar schalkhafte und ironisierende Idee aufkommen ließ[1]).

Die weiteste Verbreitung haben vor allem die Kinderbrunnen. Sie liegen im oder beim Dorf, oder im Heimatsdorf der Hebamme. Solche mit heilkräftigem Wasser scheinen bevorzugt. Am bekanntesten sind: der Knäbleinsborn in Frankfurt, das Baseler Milchbrünnele, der Alfredibrunnen in Essen und der Quecksbrunnen in Dresden. Zum letzteren wurde schon zu Zeiten Luthers gewallfahrtet, da sein Wasser angeblich fruchtbar machen soll. Aehnliches ist bekannt vom Helgenbronn (Helgenbrunn im Elsaß).

In manchen Orten sind die Geschlechter getrennt. Man kennt vielerorts Knaben- und Mädchenbrunnen. In Neckarzimmern ist sogar noch ein besonderer für die Judenkinder.

In der Tiefe dieser Brunnen, den Brunnenstuben, hütet Frau Holde oder Maria die Kleinen, bis der Storch sie abholt. Hier mischt sich oft in bizarrer Weise Heidnisches und Christliches. Daß Göttin Holda entgegen anderen Meinungen wirklich die Behüterin der kindlichen Seelen war, beweist nicht nur, daß ihre spätere Namensform immer mit den Neugeborenen zusammen genannt wird, sondern auch Kinderwasser oft ihren Namen tragen. In Hessen und Friesland gibt es Hollenteiche und sicher würden sich auf dem Lande beim Nachforschen noch viele andere feststellen lassen.

In diesem Zusammenhange soll noch eine Sage aus Trumau (Niederösterreich) als Beispiel einer späteren Variation erwähnt werden.

> Im weiten Meer steht ein Baum, an dem die kleinen Kinder an Schnüren aufgehängt sind. Wenn sie reif sind, reißt die Schnur, und in einer Schachtel schwimmen die Ungeborenen auf dem Bache bis zur Wohnung der Menschen. Dann läßt Gott eine Frau krank werden. Der hinzugezogene Arzt holt dann das Kind und bringt es der Mutter.

1) Verfasser.

In dieser Sage ist Mythus und Realismus zusammengeworfen worden, so daß man es eine medizinische Parabel nennen kann. Die Entstehung aus Baum und Wasser mischt sich mit der bildlich umgewandelten Wirklichkeit. Der fruchttragende Baum ist hier nur der Uterus, das Meer bzw. der Bach das Fruchtwasser. Es finden sich übrigens noch mehrere Sagen, in denen der Vorgang der Geburt durch sichtbare Vergleiche anschaulich gemacht wird.

Bei den meisten Germanenstämmen war das Kind ein Geschenk der Göttin Holda, in deren Auftrag der Storch dessen Seele aus dem Wasser oder den Wolken holte. Es kann leider nicht bewiesen werden, ob der Storch wirklich der Vogel Holdas war, im allgemeinen wird diese Ansicht von vielen Forschern abgelehnt. Sicherlich ist er als der typische Wasservogel erst nachträglich mit dieser Aufgabe betraut worden. Gewiß kann er nicht nur wegen seiner roten Beine mit dem Blitzgott Donar, der ebenfalls ein Behüter der Ungeborenen war, in enge Beziehungen gebracht werden. Man muß bezweifeln, daß er als der blitztragende Vogel der Urzeit die Seelen als Lufthauch oder Blitzstrahl zur Erde brachte. Jedenfalls spricht die ursprünglich geringe Verbreitung dieses Glaubens nicht dafür. Möglich wäre es jedoch, daß sich in einigen entlegenen Gemeinden dieser Glaube gebildet hat. Aber nie konnte diese Meinung allgemein oder auch richtunggebend für die späteren Auffassungen sein; sie konnte sich nur so lange halten, als man unter dem Einfluß der Wolkenmythologie das fast völlige Fehlen der Belege für die Kinderherkunft aus wirklichen Wolken, etwa im Blitzstrahl, übersah.

Mehr Bedeutung als dem Storch ist dem Kukuk als Wolkentier und Bringer der Kinderseelen zuzumessen (Wolkenkuckucksheim). Die Gestalt des Kukuks war nicht nur den Germanen heilig, man findet auch hier wieder eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem indischen Glauben. In der Gestalt des Kukuks pflegte wahrscheinlich Thunar (Donar) zu erscheinen, dessen Aufgabe in der Gewittergewalt, Regen und Sturm bis zum Sonnenschein übergreift. Er war wie der spätere Frô der Gott der Fruchtbarkeit. Auch im heutigen Volksmund findet man noch Andeutungen an die Verbindung Thunars mit dem Kukuk: „Da schlag doch der Kukuk (Donar) drein!“ Man darf die Bedeutung dieser Redensarten und der Volksmärchen nicht über-, aber noch weniger unterschätzen. Gewiß sind viele von ihnen erst in späterer Zeit entstanden, jedoch meist auf uralten mündlichen Überlieferungen. Daß sie dann der neuen Zeit angepaßt und etwas umgewandelt worden sind, darf nicht verwundern. Es gilt nur, das Echte vom Verfälschten zu unterscheiden.

Die christliche Zeit machte aus den alten Göttern meist Wüstlinge oder Narren. So wurde auch Donar, der Gewitter- und Fruchtbarkeitsgott, zum Säufer gestempelt. Anfang des 19. Jahrhunderts pflegte man noch zu sagen: „Ein Säufer wie Donar", später: „Ein Säufer wie der Kukuk." Unmerklich ist die Verbindung Donar—Kukuk wieder im Volke wach geworden.

Wenn also hier der Kukuk als Kinderbringer genannt wird, dann ist er nur eine Tierverwandlung des Fruchtbarkeitsgottes, nicht wie der Storch ein Bote desselben. Den uns verwandten Indern war der Kukuk ebenfalls ein heiliges Tier. In der Gestalt des Kôkila (ind. Kukuk) pflegte Indra zu erscheinen. Auch in der griechischen Sage naht sich Zeus mit „Sturm und Regenschauern" Juno auf dem Berge Thornax in der Gestalt eines Kukuks.

Der Kukuk soll im Volksmund die Ehe fruchtbar machen. In Niedersachsen nennt man ihn: Kukuk van häven. In schwedischen und dänischen Volksmärchen bringt er dem Ehepaare die Hochzeitsnuß. Der Refrain eines Liedes aus dem schwedischen Märchen von Cavellisus und Stephens lautet:

Der Kukuk in der schwarzen Fichte singt,
Daheim die Braut zur Welt ein Knäblein bringt.

Auch bei den Slawen kam dem Kukuk die Aufgabe des Kinderbringens zu. Schon in der altpolnischen Chronik des Prokosz wird dieser Volksglaube erwähnt.

Ein noch heutzutage geübter Brauch, beim ersten Kukucksruf im Jahr die Geldbörse zu schütteln, weist auf diese Fruchtbarkeitssendung hin. Das Geld soll sich vermehren, der Kukuk soll es fruchtbar machen — also eine gewöhnliche Übertragung des Ideellen ins Materielle.

In Mähren und Böhmen brachte nach allgemeiner Vorstellung die Krähe die Kinder. Ein bekanntes Kinderlied lautet:

Vrána, vrána, pod'k nam
Mame plinky i perinky.

Krähe, Krähe, komm zu uns.
Wir haben Windeln und Federbettchen.

Während die Bedeutung des Kukuks weit verbreitet war, gab es in entlegenen Gemeinden überall lokale Kinderbringer. Als bekannteste werden genannt: Eule und Kreuzschnabel (Villingen), Krähe und Fuchs (Mähren und Böhmen), Hase und Schwan; in einigen Gegenden Süddeutschlands das Marienkäferchen (Muttergotteskäfer), das allerdings schon in Indien bekannt war, wo es indragopa — Schützling Indras — genannt wurde, jedoch für den Kinderherkunftsglauben keine weitere Be-

deutung hatte. Von allen diesen Tieren muß man nur dem Hasen größere Beachtung schenken. Er war stets das Sinnbild der Fruchtbarkeit und war der Göttin Ostara oder Holda zugehörig. Den heidnischen Deutschen war er deshalb auch heilig. Er durfte weder gegessen noch gejagt werden. Für diese einzelnen Vertreter hatten die Wolkenmythologen krampfhaft nach Verbindungen mit den germanischen Göttern gesucht. Das Marienkäferchen sollte wegen seiner roten Farbe mit Donar zusammenhängen, ebenso der Fuchs usw. Diese Ansichten konnten sich allerdings nie ganz durchsetzen und auch nie bewiesen werden, wahrscheinlich ist ihre Entstehungsgeschichte derjenigen des Storchenglaubens ähnlich. Als wirklich bewiesen kann nur die Aufgabe des Kukuks als eine Tierverwandlung Thôrrs angesehen werden.

Oft sind unsere geflügelten Kinderbringer nur irdische Etappenflieger, die aus nahem oder fernem Teich oder Stein die Kinder holen. Wenn das Marienkäferchen ein Kindlein bringt, so doch nur bis zum Kinderbrunnen, von dort holt es der „gestiefelte Kater" ab.

Der Bevorzugung der Vögel als Kinderbringer stellte sich zur Seite, daß man die die Kinderseelen entführenden Geister (Strigen und Lamien) sich meist beflügelt bzw. in Vogelgestalt vorstellte. Der Seelenvogel, wie er aus dem Munde des Sterbenden entflieht, hat jedoch bei den arischen Völkern für den Kinderherkunftsglauben keine Bedeutung.

Oft teilt sich noch der Storch seine Aufgabe mit anderen Kinderbringern, oder die Hebamme vertritt dieses Amt im Winter u. ä.

Unendlich weit verbreitet ist die Redensart, daß die unehelichen Kinder der Esel hinter den Zaun niest oder im Galopp verliert (in Österreich-Ungarn vielfach auf Zigeuner angewendet). Die Rolle des Esels als Kinderbringer der unehelich Geborenen soll hier kurz erläutert werden. Bei den Ariern wurde der Esel als ein Tier von wesentlich phallischer Natur betrachtet. Im Aitareya Brahmana wird erzählt, wie die Esel ihre Schnelligkeit verloren, doch in ihrem Samen noch so große Kraft bewahren, daß der männliche Esel sich in zwei Arten fortpflanzen kann: in Mauleseln durch Begattung mit einer Stute und in Eseln durch eine Eselin[1]). Diese phallische Natur wird noch durch das von Weber erwähnte Gebot (Katy. I. 4, 13) bestätigt: „Wer sein Keuschheitsgelübde gebrochen hatte, opferte einen Esel"[2]). Daß der Esel aber bei den unehelich Geborenen als Kinderbringer genannt wird,

1) Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie, S. 288.
2) Weber, Über den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen, S. 10.

hat noch einen anderen Grund. Er galt bei den meisten Völkern als Sinnbild für alles, was zu tadeln ist, und als Typus der Dummheit[1]). Als ein phallisches Symbol, verbunden mit etwas Widerwärtigem und Tadelswertem, reizte in einer prüden Zeit der Esel das Volk geradezu, ihn als Bringer der unehelichen Kinder zu bestimmen[2]).

Neben der Kinderherkunft aus dem Wasser oder durch die Kinderbringer aus den Wolken spielt der Baum eine wichtige Rolle. Wie schon bei der Wolkenmythologie gibt uns auch hier die Edda einen Hinweis:

> Da wanderten einst die Asen, die all den Wesen Gestalt gegeben, am wogenden Meer / Und fanden zwei Stämme, Ask und Embla, die Esche und die Ulme / Da machten die Mächtigen Menschen aus ihnen / Odin gab ihnen Atem und Seele / Es schenkte Hönir Verstand und Denken / Loki aber ließ flackernde Lohe ihnen die Adern durchrinnen, gab ihnen Geblüt und Leidenschaft.
>
> (Von Mitgard und den Menschen.)

Der Baum als Symbol des aufrechten, an Scholle und Sippe gebundenen Gemanen ist von unseren Geburtsbäumen und Dorflinden bis zur Donareiche, Irminsul und Ygdrasil eindeutig überliefert. Hinter dieser Symbolik steht nicht primitiver Glaube an Wesensgleichheit von Mensch und Baum, sondern eine Weltanschauung. Deshalb gibt uns die Belebung des ersten Menschenpaares aus Baumstämmen neben der Verehrung von Baum und Hain als Sitz der Gottheit (Donar, Holda) keinen Grund zur Suche nach einem germanischen, durchaus unwahrscheinlichen Totemismus.

Inwieweit im Einzelfalle der Kinderherkunftsglauben auf jenem Heidentum beruht, ist schwer zu unterscheiden. Bei jenem Handwerksburschenlied, nach dem die „Mädchen aus Sachsen auf den Bäumen wachsen", ist jedenfalls reichlich Vorsicht am Platze. Ernster zu nehmen ist schon der schwäbische Kinderreim:

> Jetzt steig ich auf den Feigenbaum
> Und schüttel Buben runter.
> Es fallen etlich tausend ab,
> Es ist kein schöner drunter.

Vereinzelt wird erzählt, daß die Kinder unter dem Buchsbaum von der Hebamme ausgegraben werden oder daß sie aus dem Weidengebüsch (auch durch Segentini in seinem Bilde von den „Ungeborenen" (?) festgehalten) oder aus einem bestimmten Wald-

---

1) Vgl. die bekannte Koranstelle, in welcher die Juden „Esel, welche Bücher tragen" genannt werden, und besonders wo es heißt: „Fürwahr, das widerwärtigste Geschrei ist das Geschrei des Esels"

2) Erklärung d. Verf.

stück, dem Kinderbusch geholt werden, wo sie als Ungeborene die Schwämme hüten. Zumeist wachsen sie aber im Garten und im Wald auf den Bäumen. Der Kinder- oder Kindlibaum ist unendlich verbreitet. Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Nußbäume, daneben Eiche, Weide, Esche, Lärche, Linde, Buche, Tanne, Kastanie kommen vor; oft wieder nach Geschlechtern verschieden. Bisweilen wird so ein Kinderbaum ehrfürchtig vor Lärm und Axt geschützt; es geht die Sage, daß er blutet, wenn man in ihn hereinschlägt.

Aus dieser Vorstellung heraus entstand auch ein Brauch, den man noch heutzutage in vielen Gemeinden Oberschlesiens findet. Ist ein Kind geboren, so vergräbt die Hebamme die Nachgeburt unter einen Baum oder Gestrüpp, gleichsam, als wolle sie wieder dem Baum einen Teil der ihm genommenen Kraft zurückgeben. Jahn konnte auch in anderen Teilen Deutschlands dieselbe Beobachtung machen[1]).

Wie weit dieser Volksglaube von der Kinderherkunft aus Baum und Wald verbreitet war, erkennt man auch daraus, daß die Bauern früher nie den ganzen Wald zu roden wagten, sondern immer wenigstens einige Bäume scheinbar völlig unmotiviert zwischen den neuen Feldern stehen ließen. Man hätte sonst die Gottheiten verjagt und der Kindersegen wäre ausgeblieben. So galt ein immergrüner Lärchenbaum bei Nauders in Tirol, der als letzter Überrest eines großen Waldbestandes inmitten einer Wiese stand, dem Volke für besonders heilig und man opferte ihm in alter Zeit. Niemand durfte in seiner Nähe fluchen, zanken oder streiten. Die neugeborenen Kinder, besonders aber die Knaben stammten von diesem Baume[2]). Auch auf der Insel Skye gibt es noch einen unverletzlichen Baum. Unzählige Dörfer in Deutschland haben ihre alten Linden oder Kastanien, die aus demselben Grunde sorgsam gepflegt werden und als unantastbar gelten.

Wenn man die Beziehungen des Baumes zur Geburt eines Menschen kennt, so verwundert es auch nicht, daß noch bis ins Mittelalter die heiligen Bäume allgemein als Frau angesprochen wurden[3]).

Aber nicht nur Bäume und Sträucher, sondern auch viele andere Pflanzenarten sind in manchen Gegenden Kinderherkunftsorte. In England wachsen die Kinder auf den Petersilienbeeten, oder sie kommen aus dem Kohlkopf heraus.

---

1) Jahn, Zauber mit Menschenblut, S. 133.
2) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 662.
3) Wuttke, Dtsch. Volksaberglaube der Gegenwart, S. 14.

Daß besonders die weißen Pflanzen bevorzugt werden, hat seinen Grund. Weiß ist die Farbe des Todes und der Priester[1]). Alles, was dem Jenseits angehört, wird in weißer Kleidung dargestellt. So auch die Jungfrau, die durch ihre Unberührtheit eigentlich noch nicht im Diesseits steht. Der Ort der Verstorbenen war aber immer zugleich auch der Ort der Ungeborenen, die z. T. bei vielen Völkern direkt die Verstorbenen darstellen. Wenn in Alt-Calabar einer Mutter nach dem Verlust eines Kindes ein anderes geboren wird, so glaubt sie, daß das verstorbene wiedererschienen sei. Die Ähnlichkeit der Kinder mit den Großeltern wird atavistisch auf diese Weise geklärt und die neuen Sprößlinge werden auch einfach mit den Worten begrüßt: „Da bist Du wieder!"

Die dritte große Gruppe von Kinderherkunftsorten bilden die Steine und gewachsenen Felsen, ein Glaube, der sich in Europa, besonders in der Schweiz allgemein gebildet hat. Der Steinkultus ist in der Welt weit verbreitet. Wie der roh zusammengewürfelte Haufen in Polynesien oder die kunstvolle, von verschiedenen Generationen erbaute Pyramide in Mexiko oder Ägypten oder die riesenhaften Steinbauten in Kambodja und Yukatan oder endlich die Topa in Indien überall an den Tod anknüpfen, so werden auch die Steine zu Sitzen der Gottheiten. Ob es nun ein Stein ist, mit dem z. B. in Assam jeder Tote gekennzeichnet wird, oder der berühmteste aller arabischen Steine, der vorislamitische in die Kaaba eingemauerte, oder der ägyptische Obelisk, immer wieder bricht sich der ursprüngliche dämonische Grundcharakter durch. Es handelt sich um die Verkörperung eines Ahnen und späteren Gottes in dem Kultus. Bei den vorarischen Stämmen in Indien versinnbildlichten aufrechtstehende Steingruppen die entsprechenden Ahnen. Sie dienten dann vielfach als Schutzgottheiten des Feldes. (Bei den Römern wiederholt sich dieser Vorgang.) Die Dakotas bemalen Kiesel, reden sie dann als Großvater an und bringen ihnen Opfer dar[2]). Daß dieser Steinkult auch früher in Mitteleuropa herrschte, beweist, daß noch bis ins Mittelalter hinein das Verbot der Steinverehrung bestand.

Wenn die Steine nun Sitz der Ahnen bzw. der Gottheiten waren, läßt sich auch der Kinderherkunftsglaube aus Steinen leicht erklären.

---

1) Der scheinbare Widerspruch, der sich daraus ergibt, daß sowohl schwarz als weiß in Beziehung zum Tode gebracht werden, erklärt sich dadurch, daß der Tod eines Angehörigen verschieden aufgefaßt werden kann. Der Tote kann glücklich sein, oder wir trauern um ihn.

2) Achelis, Religion d. Urvölker, S. 84.

Realistischer ist schon die Anschauung, daß das Felsloch, der ausgewaschene Fels oder die Höhle die Beherbergungsstätte der Ungeborenen bildet. Dieser Glaube muß naturgemäß aus einer jüngeren Zeit stammen, da ja der Ursprung dieser Mythen von reinen Gefühlsregungen und nicht von materiellen Ueberlegungen ausging.

In Solothurn kommen die kleinen Kinder aus einem Findlingsblock in der Nähe der Verena-Einsiedelei, dem Kindlistein. In Zürich aus zwei Felsen am Nadelfluhgipfel des Üttliberges, Knaben und Mädchen getrennt. Weit verbreitet ist auch das Märchen, daß im Mühlgraben ein großer Stein liegt, hinter dem die Mutter oder die Hebamme das Kind holt. Das Kranksein der Mutter wird dann als eine Überanstrengung durch das Heben des großen Steines gedeutet.

Um den altarischen Glauben von der Herkunft eines neuen Lebens verstehen zu können, ist es unbedingt erforderlich, die Entstehung des ersten Götterglaubens zu kennen. Im Veda, der altindischen Hymnensammlung, findet sich noch der Ursprung und damit auch die erste Religion unverfälscht vor. Da die Sammlung im Laufe von mehreren Jahrhunderten entstanden ist, finden sich naturgemäß schon verschiedene Stufen der Götterlehre. Oldenburg hat uns nun nach genauer Kenntnis des Materials die Anfänge dieser Religion klar dargelegt.

Die erste Ahnung von der Gottheit liegt im Begriff des numen. Numen ist das Unheimliche, Dämonische und Drohende, das sich überall, in allen lebenden und toten Dingen, gleichgültig ob im Tier, Pflanze, Wasser oder Stein aufhalten kann, d. h. diesem anhaftet. Es ist das Unheimliche, das den einsamen Wanderer im dunklen Wald überfällt, nicht Grauen im üblen Sinne, sondern das Gefühl des Nichtalleinseins, des Beobachtetwerdens. Numen ist z. B. der tiefe ungründige Teich, die schauerliche Schlucht, der Kreuzweg, die Richtstätte u.a.m. Man schreibt allen Dingen eine besondere Gewalt zu. Noch in der heutigen Zeit spielen Amulette und Erinnerungsstücke an ein großes oder furchterregendes Erlebnis eine gewisse Rolle. Selbst in der katholischen Kirche wird in den Reliquien eigentlich ein Numen gesehen und verehrt.

Je nach dem nun dieser Begriff aufgefaßt wurde, entwickelten sich daraus die ersten beiden Richtungen einer Religion. Das Drohende dieser Numen wurde später zu rudra's, dem Zornigen und Übelwollenden. Aus der Gesamtheit dieser entstand dann

die erste Gottheit: Der Rudra, der alles verfolgt, immer wieder neue Opfer von den Menschen verlangt und doch nie befriedigt werden kann. Man bittet ihn, Menschen und Tiere zu verschonen, man belegt ihn mit schmeichelhaften Namen um ihn zu versöhnen. Man opfert dem Mächtigen, man beschimpft und lobt ihn gleichzeitig. Typisch ist eine Anrufung, in der diese Angst vor ihm deutlich zum Ausdruck gebracht wird:

„Horch, wie sie grausig brüllen, die Gütigen!"

Ebenso wie bei Rudra liegt der Ausgangspunkt für den gütigen Gott Vishnu in der Idee des numen. Allerdings erwähnt der Veda dieser Gottheit nur selten. Es ist ersichtlich, daß die Idee des Vishnu nicht eigentlich in den Kreis der Brahmanen, die die Hauptmasse der Lieder des Veda gedichtet haben, entstanden ist.

War bei rudra das numen ein dämonisches Etwas, das den einzelnen Dingen anhaftet, so ist es bei vishnu eine immanente, d. h. innewohnende Macht, die ein Ding erfüllte und es durchdrang. Otto Rudolf nimmt an, daß er ursprünglich wahrscheinlich ebensoviel immanente Macht-numena d. i. vishnu gab, als auch rudras, devas (Bezeichnung für eine Gottheit) oder dyaus (Himmel). Das Sein des Vishnu unterscheidet sich von der bloßen Gegenwart eines rudra an einem Orte. Das immanente numen vishnu steht mit seinem Träger in einer mystischen Wesensgemeinschaft. Die Tiere, Pflanzen und Steine sind nicht wie bei den rudras dessen Beherbergungsstätten, sie tragen ihn als Macht in sich. Sie sind, wie die spätere Vishnu-Dogmatik lehrt, seine āveśa's (von viś = hineinschlüpfen).[1]

Ebenso ist Vishnu, die Gesamtheit aller vishnus in den Menschen hineingeschlüpft und wohnt in unlöslicher Einigung mit ihm in winziger Gestalt im Herzinnern selbst. Und wie einst das einzelne Naturding ein deha, ein Körper seines immanenten vishnu war, so sind nun alle Welt und insbesondere alle Menschenseelen „Körper" des einen Vishnu.[2] Es liegt also hier schon klar, daß der Vishnu bei jedem neugeborenen Menschen ein Teil seiner selbst in den Leib hereinlegen muß, ihn erfüllen muß, und damit erst die Seele gibt.

Im Śata-rudriyan, einer alten Litanei an die rudras und an den Rudra findet sich noch ein weiterer Hinweis. (Kāthekam 11, 11. Ebenso mit einem Komentar des Sāyana in der Taittirīya samhita 4,5.) Śata-rudriyan heißt eigentlich ein Gebet an die

1) Gottheit und Gottheiten d. Arier S. 83
2) „ „ „ S. 91

hundert rudra-Wesen. Sie ist jedoch bereits ein Erzeugnis und eine Zusammenfügung verschiedener Stufen der rudra-Idee. Es werden zwar noch die 3×5×10 rudra-Wesen gezählt, aber über alle erhebt sich schon der Rudra. Zugleich findet sich hier schon das erste bedeutende Beispiel der Göttermischung zwischen dem rudra und dem vishnu Typus, die sich dann später noch weiter steigert. Die 5. Anrufung in der Śata-rudriyan beginnt:

Verneigung vor dem Bhava und Rudra,
dem Śarva und Páupati,
dem Blaunackigen und Blauhalsigen,
dem Flechtenträger, dem Tausendäugigen,
dem Hundertbogigen.
Verneigung dem Bergbewohner,
dem Śipivishta,
dem Gnädigen, dem Pfeilbesitzenden usw.

Der Sinn des Namens Śipivishta ist früh vergessen worden. Er wurde später als kahl gedeutet. Dann würde ein Śipivishta zu den kahlen rudras gehören, die auch in dieses Litanei genannt werden. Aber wie dieses Wort zu der Bedeutung „kahl" kommen konnte, ist ethymologisch nicht ersichtlich. Sāyana weiß noch, daß dieser Name nicht eigentlich ein Name Rudras, sondern des Vishnu gewesen sei. Otto Rudolf schließt sich dieser Meinung ebenfalls an. Das Wort wäre dann zu zerlegen in śipi-vishta, und dieses würde ganz zu der Auffassung von Vishnu passen. Vishta heißt eingedrungen und als eingedrungen immanent sein. Das ist aber nichts anderes als ein vishnu. Der Sinn des Wortes śip ist verloren. In alten Erklärungen wird es jedoch mit dem Wort śepa in Zusammenhang gebracht. śepa ist das Organ der Zeugung. Śipi-vishta wäre dann die Macht, die der Funktion der Zeugung immanent, diese erst ermöglicht. So versteht man dann auch leicht die seltsamen Worte in der Religion des Veda 7,100,4: „Vishnu . . . . der gute Geburt gibt."

Also auch hier wird Vishnu mit der Zeugung in Zusammenhang gebracht, diesmal offensichtlich mit der Entstehung des neuen Leibes, in den er dann als Seele schlüpft. Dadurch, daß er sich in den Körpern von Mann und Frau befindet, ist erst die Zeugung möglich. Ohne ihn gibt es kein Leben und kein Sein.

Daß er zum Hineinschlüpfen seiner selbst keines Mittlers bedarf, erscheint selbstverständlich. Der Storch war ja auch nicht der Seelenbringer der Urzeit, sondern wurde in einer späteren Zeit mit dieser Aufgabe betraut. Einleuchtender erscheinen allerdings die Tiergestalten als Verkörperungen der Gottheit in ihrer Eigenschaft als Kinderbringer. Bei der nahen Verwandschaft zwischen Mensch und Tier erscheinen die Tiere, besonders die starken und unheimlich tötenden oder die mit besonderen Vor-

zügen begabten Vögel als Träger und Vertreter der Gottheit Oder aber, es werden die menschlichen Glieder verdoppelt und verdreifacht, um damit eine vermehrte Wirkungsfähigkeit anzudeuten. Eine der wichtigeren Tiergestalten Vishnus ist so der Vogel Garuda.[1]

Wichtiger erscheint Kaśyapa (Schildkröte). Sie erschien den Alten in Zusammenhang stehend mit der Feuchtigkeit des Bodens, Wassers und Regens. Die Macht in ihr ist der Wasser und ihrer Spendung mächtig. Sie ist der Wasserherr[2]).

Von den drei Hauptbezeichnungen der Schildkröte im Indischen, kurma, kaćchapa und kacyapa, scheint besonders die dritte in Verbindung mit der zweiten für die Geschichte der Mythen von Bedeutung zu sein. Der Ausdruck kurma ist das gewöhnlich gebrauchte Wort für die wirkliche Schildkröte, während der Ausdruck kacyapa mythischen Zweideutigkreiten die Entstehung gab, welche beachtet zu werden verdienen.

Das Kurma-Purâna handelt von der Inkarnation Vishnus als Schildkröte. Das Problem war, den Ocean von Milch aufzurühren. Dazu war etwas von kolossaler Größe notwendig. Die Götter nahmen ihre Zuflucht zu dem „König der Ruthen" kaçapa. Sie schüttelten die Ruthe, und die Ambrosia kommt heraus. Der Charakter dieser Kosmogonie ist widernatürlich phallisch. Der weiße Schaum des Meeres und die kosmische Ambrosia sind nichts anderes als das zeugende Sperma. In einer späteren Periode wurden die Worte kaćchapa (in der Folge zu kacyapa) und kaçapa verwechselt und der König der Ruthen oder der Phallus par excellence wurde eine Schildkröte[3]).

Wenn nun gesagt wird, Vishnu gibt als Kacyapa das Leben, dann ist dies ohne weiteres zu verstehen. So stieg die Schildkröte auf zum Gotte, ja schließlich zum Schöpfergotte selber. Kacyapa als Erzeuger betrachtet, wurde deshalb mit den Bewegungen der Sonne und des Mondes, welche ebenfalls Erzeuger waren (als Soma und Savitar), in Beziehung gesetzt. In Anbetracht dessen erscheint auch Kacyapa als Befruchter der 13 Töchter Dakshas, welche den 13 Monaten des Mondjahres entsprechen. Von diesen 13 durch Kacyapa fruchtbar gemachten Frauen wurde alles, was lebt, geboren.

Diese Tierverwandlungen, deren Anfang sich hier bereits findet, trifft man dann bei den Germanen und ganz stark ausgeprägt bei den Römern (Zeus!). Kacyapas, einen Brahmanen-

1) Achelis, Religion der Urvölker, S. 84.
2) Religion d. Veda, S. 70.
3) Gubernatis, Tiere in der indogerm. Myth., S. 616.

clan, der ihn als seinen Stammvater verehrt, gibt es in Indien noch heute und an ihn richten sie noch heutzutage ihre Gebete.

In gesetzlicher Ehe war bei den Indern reiche Nachkommenschaft stets erwünscht. Wir finden deshalb in der Folgezeit eine Reihe von Göttern als Genie der Fruchtbarkeit verehrt. Auch alle diese werden schon im Veda, besonders im Rigveda genannt. Am bedeutendsten ist die Aufgabe des Feuers. Es wird mit vielen Göttern und Göttinnen identifiziert, mit Indra und Vishnu, mit Varuna, Mitra, Tvaṣṭr[1]). Agni tritt besonders unter diesen hervor. Er bringt Leben in die Welt, er verleiht Menschen, Tieren und Pflanzen das Leben, bleibt aber selbst ewig jung, weil er sich immer wieder erneuert. Er trägt also, wie später ausgeführt werden soll, einen typischen Mondcharakter. Man sagt von ihm, daß er den Leib der Frauen fruchtbar mache[2]).

In dieser Reihe wäre noch Tvaṣṭr, der göttliche Handwerker, zu nennen. Er ist gütig und wohltätig und verleiht seinen Verehrern männliche Kraft und Nachkommenschaft; auch verlängert er das Leben.

Neben diesem Götterglauben finden sich in Indien jedoch eine Unzahl Volksbräuche, die eine Konzeption durch Zauber fördern sollen. Besonders erwähnenswert erscheint der Zauber mit Kuhhäuten.

Der Stier ist als Befruchter der Typus männlicher Macht. Die Wichtigkeit der Viehzucht für das ursprüngliche Hirtenwesen der Arier erklärt dessen Neigung, alle Naturerscheinungen als lebende Wesen, als Stiere und Kühe, zu betrachten. So entstand auch die abergläubische Verehrung des Stieres und der Kuh, welche allen Stämmen, besonders aber durch Vermittlung der Brâhmanen-Priester, den Hindus eigen ist. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Wörter: vṛisha, vṛishabha und ṛishabha, welche den Stier als Befruchter bezeichnen, im Sanskrit oft für den Ersten, den Besten, den Fürsten gebraucht werden. Aus diesem Grunde hat der phallische und zerstörende Gott Çiva, welcher „Gokarna“ — Kuhohr — bewohnt, zum Reittier und zum Sinnbild einen brahmanischen Stier, d. h. einen Stier mit einem Höcker auf dem Rücken. Das Attribut nandin — freudig — wird Çiva dann gegeben, sofern er als Deus phallicus auftritt[3]).

Wie weit diese Verehrung des Stieres und der Kuh geht, erkennt man daraus, daß in einem Vers des Yâgñavalkya (Dharm. III, 27, zitiert bei Gubernatis: Tiere, S. 34) gesagt wird, daß diejenigen

1) Oppert, Gotth. d. Inder, S. 311.
2) Bab, Geschlechtsleben, S. 282.
3) Gubernatis, Die Tiere in der indogerm. Myth., S. 13.

rein sterben, die um der Kühe oder der Brâhmanen willen vom Blitz getroffen oder im Kampfe erschlagen worden sind. Aus der ganzen Einstellung des Inders heraus läßt sich auch leicht erklären, daß das Kuhfell eine bedeutende Rolle im indischen Volksglauben spielen muß. Der Kuhhaut wird eine außerordentliche Geschmeidigkeit, sogar die Fähigkeit endloser Dehnbarkeit nachgesagt. Aus diesem Grunde wird sie auch ein Symbol der Fruchtbarkeit. „Ein Weib muß sich auf eine Kuhhaut setzen, um Mutter zu werden“ [1]). Als Bekräftigung der Wirksamkeit dieser Hausregel mag gelten, daß das Kuhfell das Gewand Vishnus ist.

Açvalâyana erzählt in seinem Werk (Gṛihyasûtrâṇi I, 13/C. b. Gubernatis), daß im dritten Monat der Schwangerschaft der Gatte seiner Frau die saure Milch einer trächtigen Kuh zu trinken geben muß und darin zwei Bohnen und ein Gerstenkorn. Der Mann muß dann dreimal fragen: „Was trinkst Du?“ und die Frau dreimal antworten: „Männliche Nachkommenschaft!“ Im vierten Monat muß sich die Frau auf ein Stierfell setzen in der Nähe des Opferfeuers, wobei sie den Gott Prajâpati, den Herrn aller Wesen, anrief. Der Mond als himmlischer Stier und Kuh wurde dabei eingeladen, bei der Geburt gegenwärtig zu sein.

Auch eine direkte Befruchtung durch Sonne, Mond oder Wind findet sich im indischen Volksglauben. Die Hindu glauben, daß ein Mädchen, das sich während der Menstruation den Sonnenstrahlen aussetzt, schwanger werden kann. Deshalb stellen sich sterile Frauen nackt in die Sonne, um so zu Kindersegen zu kommen [1]).

Wie auch bei den Germanen, ist das Wasser vielfach als Träger des Lebens Kinderherkunftsort. Die Frau des Rajah Besurjang erhielt so ein auf einer Wasserschaumblase herbeischwimmendes Kind (Bastian). Auch sonst wenden sich im indischen Archipel die unfruchtbaren Frauen an die Djatas oder Geister des Wassers, um fruchtbar zu werden.

Nach einer Sage nahte sich Zarathustra innerhalb dreier Monate dreimal seiner dritten Frau. Diese badete darauf in dem See Kan'cu. Der Same fiel in den See. Die dort lebenden Frommen senden noch heutzutage alljährlich ihre Töchter zum Bade in diesen See aus. Sobald der rechte Zeitpunkt gekommen ist, wird eine dieser Jungfrauen schwanger werden und den neuen Propheten gebären (Spiegel).

---

1) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 673.

Bei den alten Mexikanern (Azteken und Zapoteken) finden wir wie auch bei den Germanen ein Seelenreich, aus welchem die Kinder zur Erde gesandt werden. Entsprechend der hohen Kultur, ist auch der Götterglaube bereits ein kompliziertes Gebilde. Mehrere Gottheiten werden mit der Geburt und Zeugung in Zusammenhang gebracht, z. T. treten aber nur die einzelnen Gottheiten immer nur in neuen Formen auf. Wie bei allen alten Völkern kommt diesen Gottheiten ein Mondcharakter zu. Der Mond reguliert die Geschlechtsfunktion in der animalischen Welt. Geburt, Menstruation, normale wie perverse Triebe gehen von ihm aus. Zuerst sind diese Mondgottheiten nur Vegetations- und Erdgötter. Dieser Übergang wird erstens durch die Dunkelheit des Nachthimmels vermittelt, die der Dunkelheit im Erdinnern entspricht. Sodann aber auch dadurch, daß der Mond, der Absterbende und ewig sich Verjüngende, ein direktes Vorbild des Absterbens und der Wiedererneuerung der Natur ist[1]). Vielfach haben die Ethnologen durch allzu einseitige Bevorzugung der Sonne als Deutungsprinzip Verwirrung gestiftet. Heute kann es jedoch als erwiesen gelten, daß der Mond eine viel wichtigere Rolle bei der Mythenbildung spielt, weil er eine weitaus größere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bietet.

So begegnet man vielfach bei Naturvölkern der Idee, daß der Mond auf geheimnisvolle Art Weiber heimsucht, und zwar ohne daß sich diese dessen bewußt werden. So soll z. B. die erste Menstruation auf einer Defloration durch den Mond beruhen. Auffallend hellfarbige Individuen (Albinons) oder sonst durch irgendwelche ungewöhnliche Eigenschaften ausgezeichnete Kinder werden in Amerika und Asien durch geheimen Verkehr mit dem Monde empfangen gedacht. In dem Sonnezeremoniell der Arapaho und Chevennes Nordamerikas wird die Befruchtung durch den Mond sogar mimisch dargestellt[2]).

Auf mexikanischem Boden sind für die Umwandlung bzw. für den Vorstellungszusammenhang zwischen Mond- und Erdgottheiten die merkwürdigen Gestalten der Pulquegötter ein typisches Beispiel. Sie werden auch als Kaninchen — totochtin — bezeichnet, also als das Tier, das die Mexikaner im Monde sahen. Außerdem werden sie halb rot, halb schwarz gezeichnet, gewissermaßen halbiert, und tragen als kennzeichnenden Schmuck den goldenen Halbmond in der Nase. Sie gelten allgemein als Erntegötter, denen in allen mexikanischen Landen zur Erntezeit Feste gefeiert wurden. Ihnen sehr nahe verwandt ist nun eine bekannte

1) Seler, Einiges über die natürl. Grundlag. mex. Myth., S. 10.
2) Ehrenreich, Götter und Heilbringer, S. 603.

Form der Erdgöttin, welche Teteo innan — Mutter der Götter — und Toci — unsere Großmutter — genannt wurde, der ebenfalls ein großes Erntefest, das Besenfest — Ochpaniztli — geweiht war. Im Codex Borgia ist diese Göttin durch das Bild des Mondes, das an verschiedenen Stellen neben ihr angegeben wird, gekennzeichnet. Ihr Kleiderschmuck weist dieselben zwei Farben, schwarz und rot sowie den goldenen Halbmond auf, die die charakteristischen Kennzeichen der Pulquegötter sind. Zugleich ist sie aber die Geburtsgöttin und das Sinnbild und die Gewährleistung für die Verjüngung der Natur. Deshalb opferte man ihr ebenso wie Xipe, dem Frühlingsgott, die neue Haut, die abgezogene Haut des Opfers[1]). Zugleich tritt aber ein neuer Zug bei dieser Göttin hinzu, der allerdings nur aus der besonderen mexikanischen Auffassung heraus zu verstehen ist. Sie erscheint auch als Kriegerin, mit Schild und Speerbündel bewaffnet und mit Adlerfedern beklebt, und wird geradezu „madre de la discordia" — Kriegsgöttin — genannt. Die Geburtsgöttin ist nach mexikanischer Auffassung ein Gegenstück zu den Kriegern. Wenn eine Frau ein Kind geboren hat, dann hat sie auch tapfer gekämpft und im Kampfe gesiegt.

Die Geburtsgöttin Teteo innan tritt uns in verschiedenen Formen entgegen. So ist sie auch Tlaçolteotl, die Göttin des Unrats, weil sie die Sünden der Menschen wegnimmt[2]). Deshalb wird sie auch manchmal grob die „Dreckfresserin" genannt. Einer ihrer bekanntesten Namen ist Xochiquetzal. Hier ist sie die Göttin der Blumen[3]) und die Patronin der avianimé, der Freudenmädchen, der weiblichen Genossinnen der unverheirateten Krieger[4]). Als weitere Namensform kann Tonacacihuatl, die „Herrin unseres Fleisches", die in Tracht und Attributen mit Xochiquetzal völlig übereinstimmt, gelten[5]). Auf dem Blatt 28 des Codex Borgia ist sie als Göttin der Geburt gedacht. Das beweist die Meerschnecke, denn die Schnecke ist das Symbol des Mutterleibes. Wie die Schnecke aus dem Gehäuse, so kommt der Mensch aus dem Mutterleibe hervor.

Xochiquetzal wohnt als Gemahlin des Ometecùtli (Tonacatecùtli), des „Herrn der Zeugung", im 13. Himmel. So steht im Lied der Blumengöttin:

> Aus dem Lande des Regens und des Nebels
> komme ich, Xochiquetzal, aus Tamoanchan[6]).

---

1) Seler, Erläuterungen zum Codex Borgia, S. 156.
2) Seler, Einiges über die nat. Grundlagen mex. Myth, S. 34.
3) Ehrenreich, Über einen Ausflug . . ., S. 752.
4) Seler, Photogr. eines hervorrag. Stückes aus dem mex. Altert., S. 533.
5) Seler, Charakter der aztek. und Mayahandschriften, S. 12.
6) Seler, Gesammelte Abhandl. II, S. 1032.

Dieses Märchenland galt als Urheimat der Menschen. Sein Name leitet sich ab von temo — herabgekommen —, also Haus des Herabkommens, des Geborenwerdens. Dieser Ort führt noch andere charakteristische Bezeichnungen, so „tlacapillachiualoya" — Ort, wo die Kinder gemacht werden — oder „Xochitlalpan" — Ort, wo die Blumen stehen —. Ähnlich wie bei den Germanen, leben auch hier die Seelen der Verstorbenen, insbesondere die der Krieger, die als Schmuckvögel, Kolibris, Schmetterlinge, besonders aber als Quecholvögel (rote Löffelreiher) auftreten. In einem Gesange des Maisgottes heißt es:

Geboren ist der Maisgott
in dem Hause des Herabkommens,
aus dem Orte, wo die Bäume stehen.
Geboren ist der Maisgott
aus dem Orte des Regens und Nebels,
wo die Kinder der Menschen gemacht werden,
aus dem Orte, wo man die Edelsteine fischt.[1])

Die letzte Verszeile erklärt sich dadurch, daß der Gott Quetzalcouatl geboren wurde, weil seine Mutter, die Jungfrau Chimaeman, einen grünen Edelstein verschluckt hatte[2]). Der grüne Edelstein und der Federball, durch den die Mutter Uitzilopochtli schwanger wurde, galten als geheimnisvolle, befruchtende Körper, weshalb beide auch stets den mexikanischen Brautpaaren auf die Matte, auf der die Trauung vollzogen wurde, gelegt wurden[3]).

Ganz deutlich wird das Kind als Geschenk der Göttin in der Figur 1 des Codex Borgia dargestellt. Hier sitzt ein Menschenpaar, über dem die Himmelsgöttin schwebt, aus deren Vulva eine Blume, der Kinderkeim herabwächst, der so dem Paare beschert wird. Im Codex Borbonicus ist das Bild der Göttin Tlaçolteotl erhalten. Das Kind kommt deutlich vom Himmel herab, geht in die Göttin ein und tritt bei der Vulva wieder aus[4]).

Also ist es immer die Erdgöttin Xochiquetzal, die in den verschiedenen Erscheinungsformen Fruchtbarkeit verleiht. Aber auch ihr Göttergemahl Ometecùtli wird mit der Geburt bzw. Zeugung in Zusammenhang gebracht. Man sagt von ihm, daß er der Herr aller Dinge sei und auf seinen Befehl der Einfluß und die Wärme käme, vermöge deren die Kinder in dem Leibe der Mutter sich erzeugten.

---

1) Seler, Gesammelte Abhandl. II, S. 1065, 1066, 1059.
2) Seler, Gesammelte Abhandl. II, S. 1006, und Preuss, Phall. Fruchtbarkeitsdämonen, S. 151.
3) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 653.
4) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 654.

Wir finden also bei den alten Mexikanern eine große Ähnlichkeit im Kinderherkunftglauben mit denen der arischen Völker. Das hat sogar dazu verleitet, bei den ersteren auch ein Geburtswasser zu suchen. In der Erzählung des Tezozomoc von der Gründung der prähistorischen Stadt, die die Mexikaner auf Geheiß ihres Gottes Uitzilopochtli auf dem Schlangenberge Couatepetl erbauten, kommt ein Ausdruck vor, auf Grund dessen Preuss voreilig von einem Geburtswasser der alten Mexikaner sprach[1]). El caño o rio del nacimiento del agua darf man nun aber keineswegs mit „Fluß des Geburtswassers" übersetzen, sondern Fluß der Geburt des Wassers. Anderenfalls müßte es Rio del agua del nacimiento heißen. Zwar ist das Reich der Ungeborenen, Tamoanchan, auch das Reich des Wassers und des Nebels, jedoch hatten die Mexikaner dieses Reich nicht wie die Germanen auch auf irdische Orte projiziert.

Außer Xochiquetzal und Ometecùtli wird noch eine Gottheit mit der Geburt in Zusammenhang gebracht: Xolotl, der rote Hund. Zwar ist seine Bedeutung nicht groß und er tritt gegen die beiden erstgenannten vollständig in den Hintergrund. Jedoch soll er auch hier genannt werden. In der Kopie A des Dorfbuches von Santiago Guevea ist über einem Berge, von oben herabkommend, ein Tier gezeichnet, das wir trotz der ungenauen Zeichnung als Hund deuten müssen. Er stellt hier einen Blitz dar. Diese Identifikation des die Erde spaltenden Blitzes und des Hundes ist es auch, die dem Hunde bei den Mexikanern die Rolle eines Eröffners der Wege ins Totenreich verschafft hat, und so die eigentümliche Gestalt des Gottes Xolotl geschaffen hat. Xolotl ist nach einem Mythos derjenige, der zu den Toten herabsteigt und von dort den Totenknochen holt, aus dessen Stücken die Menschen entstehen. Er scheint also mehr die Aufgabe eines Gehilfen der Göttin Xochiquetzal gehabt zu haben.

Es soll noch kurz auf den Glauben der südamerikanischen Völker eingegangen werden. In den Grundzügen deckt er sich mit dem Glauben der Mexikaner. Auch hier wird der Mond mit den Geschlechtsfunktionen des Weibes in geheimnisvollen Zusammenhang gebracht. Meist wird jedoch die Konzeption durch das zufällige Verschlucken irgendeines Gegenstandes herbeigeführt. Zu beachten ist dabei die Rolle, die dem Fisch in diesen Mythen zukommt. Er befruchtet nicht nur direkt in natürlicher Weise, sondern wie bei den Tupi auch mittelbar, als Speise genossen. Bei den Tucanos bewirkt er sogar die Entbindung, indem er die

1) Sahagun, Historia general de las cosas de nueva España, Bd. III, 10, c. 29, § 1.

nach Niopo-Genuß gravide Jungfrau durch einen Biß verletzt[1]). Sehr häufig finden sich auch Erzählungen von Massenschwängerungen im Bade (vgl. Indien!). Wahrscheinlich wird es sich bei diesen Sagen immer um die Empfängnis des Lebens und der Seele handeln.

Die Kaingang berichten in ihrer Flutsage, daß die übrigen Stämme, die Kamé und Kadjurukré, bei der großen Flut ertranken. Ihre Seelen sammelten sich aber wieder im Innern des Berges, aus dem sie später aufs neue inkorporiert hervorgingen, um sich mit ihren Stammesbrüdern zu vereinigen[2]). Hier sind es offenbar die Berge, die als Beherbergungsstätten der Seelen gedacht wurden. Der Glaube erinnert sogar schon etwas an den Alcheringa-Glauben der Australier, wie auch sonst oft eine verblüffende Ähnlichkeit mit den ostasiatischen Völkern festgestellt werden kann. (Entstehung des Menschengeschlechtes aus einem Ei! Peru.)

Eine Sage von dem Ursprung der Menschen bei den Nordamerikanern klingt dagegen schon mehr an den germanischen Glauben an:

> Einst lagen ein Fels am Nass River und ein Alderbeerenbusch zu gleicher Zeit in Wehen. Der Busch gebar zuerst seine Kinder. Wäre der Fels ihm zuvorgekommen, so würden die Menschen unsterblich und ihre Haut hart wie Stein geworden sein. Da aber der Alderbeerenbusch der erste war, sind sie sterblich und ihre Haut ist weich. Nur die Nägel an Händen und Füßen zeigen, wie die Haut geworden wäre, wenn die Kinder des Felsens zuerst geboren worden wären[3]).

Es ist zwar in dieser Sage nur der Ursprung der ersten Menschen erklärt, jedoch sind von diesen Überlieferungen oft deutliche Rückschlüsse auf den späteren Volksglauben zu ziehen. Es scheint, als ob sich hier germanische und mexikanische Auffassungen vermischt hätten. Ein Menschenschöpfer tritt allerdings bei diesen Prärieindianern noch nicht als echter Gott auf, sondern als Heilbringer. Ein typisches Beispiel dafür ist der Rabe Jelch, der, halb Mensch, halb Tier, seinem Volke die Sonne bringt. Er ist aber noch so sehr Mensch, daß ihm manchmal dumme und lächerliche Streiche nachgesagt werden. Auf einer gleichen Stufe steht der Iokehe der heiligen Sage der Irokesen (um 1650). Nur die Tierheit ist verschwunden. Er tritt auch bereits im Verein mit seiner Großmutter Ataensic als Erd- und Menschenschöpfer auf und beschenkt die Neugeborenen mit vielen Wohltaten. Die gleiche Aufgabe kommt bei den Algonkin dem großen Hasen, Michabazo, zu.

---

1) Ehrenreich, Mythen u. Legenden der südamerikan. Urvölker, S. 47.
2) Ehrenreich, Mythen u. Legenden der südamerikan. Urvöcker, S. 33.
3) Boas, Sagen der Indianer an der Nordwest-Küste Amerikas, S. 201.

Ein ganz anders Bild von der Schöpfung eines neuen Menschen erhält man, wenn man sich dem ägyptischen Kulturkreis zuwendet. Schon der Begriff der Seele, der bei den nordischen Völkern etwas Ewiges, zu Beginn dar Weltwerdung Entstandenes darstellt, und nur von Holda oder Thunar bis zur Geburt bewahrt wird, war bei den Ägyptern etwas ganz anderes. Der Ausdruck Seele ist nirgends feststellbar. Er ist durch den „Ka", den göttlichen Doppelgänger des Menschen, der bei der Geburt gleichzeitig mit ihm ins Dasein trat, ersetzt. Dieser „Ka" blieb während des Lebens eng mit dem Menschen verbunden und bildete nach dem Tode den wichtigsten seiner unsterblichen Teile. Er hatte sogar nach dem Tode mehr Macht als die Götter. In einigen Grabinschriften findet sich der Satz: „Du gebietest jetzt den Götttern und coitierst ihren Hintern", im damaligen Ägypten ein Zeichen tiefster Unterwerfung. Um so mehr muß es verwundern, daß der „Ka" nichts von jeher Bestehendes war, sondern erst vor der Geburt samt dem Leibe vom widderköpfigen Gott Chnum (auch: Chnumu, Chnemu, Ynum, Chnuphis) erschaffen wurde.

Chnum war der Lokalgott des Katharrhaktengebietes, des 1. oberägyptischen Gaues mit der Hauptstadt Elephantine. In hieropraphischen Inschriften trägt er den Beinamen: „Herr von Quebh". Im 11. oberägyptischen Gau wurde er als Lokalform des Osiris aufgefaßt und der „herrliche Widder des Osiris" genannt. Es muß verwundern, daß im alten Ägypten, wo fast jede Stadt andere Götter hatte, die Verbreitung Chnums ziemlich groß war. Vielleicht liegt der Grund in seinen allgemein hohen Aufgaben.

Das mit dem Zeichen der Henkelvase geschriebene Wort „Chnum" hat in den Inschriften folgende Bedeutungen: Mischen — durchs Mischen Substanzen vereinigen — denselben durch Zusammenfügen Gestalt verleihen, formen, bilden — und einen Gegenstand mit etwas füllen; von einer Gottheit gebraucht: mit Lebensodem versehen.

Man stellte sich Chnum als die in der ewigen Materie wohnende Kraft vor, als den Gott, der durch Mischen und Formen dieser Gestalt verleiht und dem geschaffenen Gebilde das Leben gibt. Sehr häufig finden sich Darstellungen wie Chnum an der Töpferscheibe sitzt und Gestalten formt. Interessant sind die Beischriften: „Chnum arbeitet an der Töpferscheibe / Er baut die Glieder des Osiris." Aus einer Inschrift zur Zeit des Tiberius: „Es wird zu Dir gebracht diese Töpferscheibe da auf Deinen Wunsch / Es formt darauf Deine Majestät die Götter und Menschen." Oft wird er auch bezeichnet als „der Former, der auf

der Töpferscheibe bildet und den Leib baut." Die Schöpfernatur Chnums kann also nicht angezweifelt werden.

War ein Kind geboren, so reichten ihm die Götter gemeinsam vor allem die Zeichen: „Leben" und „Göttlicher Schutz", zwei Knotenamulette. Die Auffassung, daß das Neugeborene erst nach der Geburt, bei seinem ersten Lebenszeichen das Leben erhielt, scheint sämtlichen alten Völkern gemeinsam gewesen zu sein.

Das Leben wurde durch die Nase eingeatmet und man hielt es für selbstverständlich, wenn der Gott diese Lebensspendung für den Pharao öfters wiederholte, damit der Herrscher in den Stand gesetzt sei, dieses Leben den verschlossenen Nasen seiner Untertanen unmittelbar oder durch seinen Anblick weiter zu verleihen. Der Pharao war also nach Ansicht des alten Ägypten auch ein, wenn selbst von Chnum erschaffener Schöpfergott.

Für den babylonischen Kulturkreis kann ein Schöpfergott nicht nachgewiesen werden. Es bestanden wohl mehrere Götter und Göttinnen der Geburt an sich, jedoch kein Gott des Eintritts der Seele in die Welt.

In der babylonisch-assyrischen Sage von Etana wird erzählt, daß die Geburt eines Kindes unmöglich ist und sich Etana erst von einem Adler zum Himmel tragen ließ, um die Geburtspflanze (in einem anderen Bericht: den Geburtsstein), die sich im Besitze der Ištar befindet, zu erlangen. Ištar, eigentlich die Kriegsgöttin, war auch die Venus fecunda. Sie erregte die Libido bei Mann und Weib und beschützte außerdem die Schwangerschaft und Entbindung. Eine Aufgabe ähnlich Holda oder Donars kommt ihr aber nicht zu.

Sonst war bei der Geburt Gott Nabû (Nebo) der Besitzer aller Wissenschaft, insbesondere der Medizin, hoch geschätzt. In ihm könnte man auch den Schöpfergott vermuten. Es wird oft von ihm gesagt, daß er die Vaterschaft schenkt und das Leben der Neugeborenen erhält. Die Vaterschaft beginnt aber eigentlich schon mit der Konzeption, ebenso, wie die Mutterschaft zur gleichen Zeit beginnt.

In einem höflich stilisierten Brief wird die Entbindung als eine Erfreuung der Mutter durch die Göttin Tašmîtu umschrieben (3000 v. Chr.)[1]. Im keilschriftlichen Sintflutbericht sagt Tašmîtu, daß sie die Menschen geboren werden lasse und in der Höllenfahrt sterben die Foeten ohne ihre Hilfe vor der Entbindung. Sie scheint jedoch nur die Göttin der Wehen gewesen zu sein. Ihr semitischer Beiname „Joledeth" als Entbinderin wurde bei ihrer

1) Püschmann. Handbuch d. Geschichte d. Medizin (Babyl. Geburtshilfe).

Übernahme in das griechische Pantheon in Eileithyia verwandelt. Diese war aber nur die Göttin der Geburten und der Wehen, hatte aber nie Schöpferkraft.

Im Vorliegenden wurden nur alte Kulturvölker besprochen, bei denen schon jede Primitivität im Kinderherkunftsglauben ausgeschaltet worden war. Es ist ein verworrenes System von Namen, eine bunte Götterschar, die mit der Geburt und Zeugung des Menschen in Zusammenhang gebracht wird. Ob es nun Holda oder Chnum, Vishnu oder Tonacacihuatl heißt, immer tritt die Gottheit nur als Schöpfer der Menschenseele auf. Die Bedeutung des Coitus für die Empfängnis war diesen Völkern schon lange kein Rätsel mehr.

Zum Schluß soll jedoch noch das Beispiel eines der primitivsten Völkerrassen überhaupt, der Aranda- und Warramunga-Gruppe Mittelaustraliens aufgeführt werden. Es waren besonders drei Punkte, die die Aufmerksamkeit der Forscher auf diese Stämme lenkte: 1. die von Spencer und Gillen in ihrem Werk "Northern Tribes of Central Australia" (S. 278, 281) betonte vollständige Abwesenheit von Göttern irgendwelcher Art, also absoluter Atheismus, 2. die Unkenntnis des Zusammenhanges zwischen Coitus und Empfängnis (?) und damit im Zusammenhang stehend der Glaube an eine stetige Reinkarnation mythischer Vorfahren, der sogenannten Alcheringa-Wesen, und 3. die merkwürdige, nicht erbliche und nicht mit Heiratsregelung in Verbindung stehende Form des Totemismus. Spencer und Gillen waren von dieser „absoluten Primitivität" der Aranda überzeugt. Auch v. Reitzenstein nimmt in seinem Werk „Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker" dieselbe Stellung ein.

Bei diesen Stämmen gibt es vier verschiedene Totemgruppen, in denen nicht untereinander geheiratet werden darf. Bei den Warramunga hat jede dieser Totemgruppen nur einen mythischen Vorfahren, der einst im Stammesgebiet umherwanderte, an verschiedenen Stellen Zeremonien aufführte und dann dort Geistkinder zurückließ, die aus seinem Körper hervorgingen. Wenn eine Frau an einer dieser Stellen vorbeigeht, an einen dort befindlichen Baum oder Stein schlägt oder stößt, so geht ein Geistkind in ihren Leib ein und so wird die Empfängnis bewirkt. In eine Frau gehen aber nur solche Geistkinder, die dem Totemvorfahren ihres Mannes entsprossen sind, so daß sämtliche Kinder vom Totemgeist ihres Mannes abstammen[1]). Das Totem vererbt

1) Schmidt, Stellung der Aranda, S. 879.

sich also nur in Männerfolge[1]). Die Frau kann demnach nur an Totemplätzen empfangen, d. h. an Stellen, wo Totemvorfahren entweder Zeremonien verrichtet haben oder selbst in die Erde eingegangen sind.

Bei der Warramunga-Gruppe ist die Empfängnis einer Frau an zwei Bedingungen geknüpft: 1. die Frau muß sich überhaupt an einem Totemplatz befinden und 2. es muß ein Totemplatz sein, an dem sich Geistkinder vom Totem ihres Mannes aufhalten. Bei den Aranda sind die Grenzen weiter gezogen. Für jedes Totem ist die unbegrenzte Möglichkeit gegeben, in jedem Teil des gesamten Stammesgebietes der Aranda seine Totemplätze zu haben[2]). Ja, selbst wenn der Mann nach einem anderen Orte zieht, so folgen ihm doch wenigstens einige Geistkinder seines eigenen Totems nach, so daß seine Frau auch wo anders empfangen kann[3]). Sowohl bei den Warramunga als auch bei den Aranda herrscht also der Glaube, daß ein von dem Totemvorfahren an bestimmten Orten zurückgelassener Kinderkeim entweder von selbst in die Frau eingeht, oder aber der Totemvorfahre wirft ein kleines Schwirrholz hinter der Frau her, das sich dann in ihrem Leibe in einen Kinderkeim verwandelt; nur in ganz seltenen Fällen geht der Totemvorfahre selbst in die Frau und wird als Kind geboren.

Das Primäre ist also der Glaube, daß die Geister der Verstorbenen in Wäldern bzw. in einem mythischen Reich hausen, dort Pflanzen, Felsen, Wassertümpel beseelen und wieder zu Menschen werden können. Jedes Kind, das nun geboren wird, wird als eine Art Inkarnation eines Ahnen (oder besser: als ein Geisteskind dieses Ahnen) betrachtet. Diese Geistkinder werden zum Teil sehr materiell gedacht. Bei den Aranda wird angenommen, daß sie ungefähr die Größe eines kleinen Sandkornes besitzen und daß sie durch den Nabel in das Weib eingehen, wo sie zum Kinde wachsen[4]). Strehlow sagt, daß sie trotzdem vollkommen ausgebildete Knaben und Mädchen von rötlicher Hautfarbe darstellen und Leib und Seele haben[5]). Bei den Eingeborenen von Cap Bedford hingegen gehen die Knaben in Gestalt einer Schlange, die Mädchen als kleine Brachschnepfen in den Leib der Mutter ein[6]). Nach Ansicht der Bewohner von Queensland sind die Kinder vollkommen ausgebildet und nehmen nur beim

---

1) Spencer u. Gillen, Northern Tribes, S. 278, 281.
2) Schmidt, Stellung der Aranda, S. 881.
3) Northern Tribes, S. 170.
4) Northern Tribes, S. 330, 331.
5) Aranda- und Loritjastämme II, S. 52.
6) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 649/650.

Übergang in die Mutter die Gestalt eines Regenvogels an, wenn sie Mädchen, die Gestalt einer Schlange, wenn es Knaben sind. In utero erfolgt dann wieder die Rückverwandlung in menschliche Gestalt. Sobald das Kind in die Mutter eingegangen ist, sieht und hört man dann nichts mehr von dem Vogel oder der Schlange. Hören die Eingeborenen nachts einen Regenvogel schreien, so sagen sie: „Hier ist irgendwo ein kleines Kind draußen." Die Frau eilt dann hinaus und ruft, um die Schlange zu sehen. Sie eilt ihr auch mit dem Gatten nach und wenn sie sie nicht finden können, so ist es ein sicherer Beweis, daß die Frau nun in gesegneten Umständen ist[1]).

Inwieweit nun dieser Glaube in einer Unkenntnis der Zusammenhänge zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis beruht, ist schwer zu unterscheiden. Strehlow nahm auf Spencer und Gillens Darstellung ausdrücklich Bezug und schrieb, daß die geschlechtliche Kohabitation nur als ein Vergnügen angesehen wird[2]). Dann muß er jedoch wieder zugeben, daß die alten Männer, wie ihm versichert wurde, genau wissen, daß der geschlechtliche Verkehr als Grund für die Konzeption anzusehen ist, daß sie nur den jungen Männern und den Frauen nichts davon sagen. Sicher ist, daß sowohl die Aranda als auch die Loritja den Zusammenhang zwischen Begattung und Nachkommenschaft bei den Tieren kennen; darüber werden schon die Kinder belehrt. Diese Tatsache fällt schwer ins Gewicht gegen die Ursprünglichkeit einer Nichtkenntnis des Zusammenhanges zwischen Coitus und Empfängnis bei den Menschen.

v. Reitzenstein führt als Beweis für diese Unkenntnis die Tatsache der Mikaoperation (Subzision) auf. Da nämlich die Harnröhre bei den australischen Stämmen an der Unterseite aufgeschlitzt wird, erfolgt beim Coitus die Ejakulation außerhalb der Vagina, so daß eine Befruchtung nur in seltenen Fällen stattfindet. Abgesehen davon, daß allgemein Naturvölker eine Beschränkung ihrer Kinderzahl nicht wünschen (höchstens vor der Ehe, weil die Kinder dann nicht als Stammesangehörige betrachtet und getötet werden), haben Forschungsresultate von Klaatsch dieses Geheimnis gelüftet. Die Mikaoperation gilt nämlich einer Art von Homosexualität, wie Klaatsch von einigen Missionaren bei den Niol-Niol an der Nordwestküste erfuhr[3]). Die Australier,

---

1) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 667.

2) Aranda- und Loritjastämme.

3) H. Klaatsch, Some Notes on Scientific Travel amongst the Black Populations of Tropic Austr. in 1904, 1905, 1906, S. 5—6.

Der Mann mit dem subincidierten Penis ist nämlich dem noch nicht operierten Knaben gegenüber das Weib, und dieser verrichtet in die künst-

denen, wie v. Reitzenstein annimmt, Kinder sehr erwünscht sind, lassen also des Vergnügens wegen das Ejakulat verderben, weil sie eben nicht wissen, daß es mit der Befruchtung des Weibes zusammenhängt[1]).

v. Reitzenstein geht also bei dieser Beweisführung von dem Standpunkte aus, daß sich dieses primitive Volk Kinder wünscht. Diese Voraussetzung darf man aber nicht als Faktum annehmen. Gewünscht werden viel Kinder bei denjenigen Völkern, bei denen reicher Kindersegen auch Vorteile bringt, sei es durch das zu erwartende Kaufgeld für die Tochter oder die billige Arbeitskraft des Sohnes. Da nun aber bei den Aranda und Warramunga weder ein Kaufgeld bei der Heirat der Tochter üblich ist, noch es ein Arbeitsfeld für den heranwachsenden Sohn gibt, muß man sich die Frage vorlegen, ob wirklich der Kindersegen so erwünscht sein sollte, daß sie auf eine überlieferte Gewohnheit, die für sie zugleich Vergnügen bedeutet, deswegen verzichten würden.

So hartnäckig auch Spencer und Gillen an der Bedeutungslosigkeit des Geschlechsaktes im Glauben den Aranda festhalten, so müssen sie doch zugeben, daß dieser Akt „höchstens für die Mutter eine Vorbereitung für die Empfängnis und Geburt eines Geistkindes sei, welches schon vorher geformt und in einem der Totemplätze domiziliert war.“ Doch daß bei den Aranda der Geschlechtsakt nicht nur ein Vergnügen ist, sondern daß ihm auch eine besondere Kraft zugeschrieben wird, ersieht man daraus, daß er bei Beginn verschiedener Totemzeremonien, vor Racheexpeditionen usw. obligatorisch, selbst mit Beseitigung der Heiratsgebote, ausgeübt wird, um das Gelingen dieser Unternehmungen zu fördern. Der Zweck solcher Gewohnheiten ist nur von dem Bewußtsein der zeugenden, lebensspendenden, deshalb alle andere Kraft übersteigende Fähigkeit dieses Aktes aus zu verstehen. Von anderen Gesichtspunkten wäre gerade das Gegenteil zu erwarten, wie ja auch tatsächlich bei außerordentlich vielen Naturvölkern den Männern vor Jagd-, Kriegs- und Rachezügen der geschlechtliche Verkehr untersagt ist, weil er sie schwach mache. Diese Anschauung mußte also hier eigentlich noch mehr in den Vordergrund treten, wenn der geschlechtliche Verkehr nur als Genuß betrachtet würde, wegen der darauf folgenden physischen Erschlaffung. A. van Gennep glaubt es damit erklären zu

---

liche Öffnung den Coitus. Da nun die erwachsenen Männer der passive Teil sind, so darf man annehmen, daß die Operation mehr dem Zwecke einer Wollust dient und weniger der Abhilfe des Frauenmangels für die jungen Leute.

1) v. Reitzenstein, Kausalzusammenhang, S. 652.

können, daß er bei den oben erwähnten Unternehmungen dem Geschlechtsakt die Rolle eines „lubréfiant magique“ zuschreibt.[1]

Wie schon oben erwähnt wurde, stellen sich die Aranda und Warramunga beim Übergang eines Geistkindes in den Leib der Mutter dieses meist in Form eines Vogels oder einer Schlange vor. Wir finden diese Verbindung Seele — Vogel gleichfalls bei dem äußerst primitiven Volk, den Semang-Pygmäen auf der Halbinsel Malakka. (Bei den Arranda und Warramunga wäre es vielleicht richtiger, noch nicht den Endbegriff „Seele“ zu gebrauchen, sondern dafür „Leben“ zu setzen.) Bei den Semang ist die Seele ein Vogel, der auf den Zweigen eines Himmelsbaumes sitzt, der sich hinter dem Sitz des „Kari“, des höchsten Wesens der Semang erhebt. Die Seele wird nach der Empfängnis des körperlichen Fortus im Leibe einer Frau von Kari in der Gestalt dieses Vogels zur Erde gesandt. Der Vogel wird dann vom Ehemanne dieser Frau getötet, die Frau ißt das Fleisch und führt dadurch die Seele des Kindes in den Foet ein. Die Frauen haben ebenfalls einen anderen Seelenvogel als die Männer.[2] Diese klaren und genaueren Angaben der Semang offenbaren auch eine Art Konzeptionalismus, aber man darf sagen, einen etwas rationelleren als den der nord- und zentralaustralischen Stämme. Sie scheiden Seele und Leib genau auseinander, und erkennen Kari als Spender des Lebens und der Seele.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß wir zwischen Germanen, Indern und Mexikanern eine erstaunliche Ähnlichkeit im Kinderherkunftsglauben finden können. Überall sind Gottheiten genannt, die als Beschützer der Kinderseelen angesprochen werden, welche sie dann nach der Konzeption oder erst bei der Geburt zur Erde senden. Über den Zusammenhang zwischen Coitus und Empfängnis sind sich diese Völker schon lange im Klaren. Sie suchten nur noch eine Erklärung für den Ursprung der Seele, oder das Leben an sich. Die einzelnen Mythen wurden später in der aufgeklärten Zeit zu Kindermärchen gestempelt und in den letzten Jahrzenten sogar zur Verschleierung für den wahren Vorgang der Geburt mißbraucht. Ob nun bei den letztbesprochenen australischen Stämmen, bei den Aranda und Warramunga, eine Vorstufe zu den Mythen der höher entwickelten Völker zu suchen ist, erscheint sehr wahrscheinlich. Spencer, Gillen, van Gennep

1) v. Reitzenstein, Kausalzus.
2) Strohlow, Aranda- u. Loritjastämme.

und v. Reitzenstein sprechen sich sogar für eine vollkommene Unklarkeit des Zusammenhanges zwischen Coitus und Empfängnis aus, sind also davon überzeugt, daß sich die mittelaustralischen Stämme auch die körperliche Empfängnis nur durch die Alcheringawesen gedacht vorstellen. Verfasser kann sich dieser Auschauung nicht anschließen. Ein Volk, das die Natur ständig vor Augen hat, ist sich auch über die einfachsten Zusammenhänge in dieser Natur im Klaren. Es fällt auch auf, daß gerade Vögel und Schlangen dieses neue Leben vermitteln, zwei Tierarten, die bekanntlich die Schnelligkeit und Beweglichkeit personifizieren. Ein Grund mehr, diese auch nur als das „Leben" anzusehen, als den „Geist", der bei diesen Völkern erst seine Entwicklung zur „Seele" durchmacht.

Bei den Ägyptern liegen die Verhältnisse anders. In ihren Überlegungen findet sich ein großer Teil Spekulationsgeist. Die Stellung der Menschen nach dem Tode über die Götter offenbart eine selbstgefällige Überheblichkeit, die wohl auf semitischen Einfluß zurückzuführen sein dürfte.

Zum Schluße meiner Arbeit möchte ich Herrn Prof. Dr. Wintz für die Überlassung des Themas und für die freundliche Unterstützung bei der Ausführung der Arbeit sowie für die Übernahme des Referates meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Literatur:

Achelis, Thomas: Die Religionen der Urvölker im Umriß. Berlin 1919.

Bab, Hans: Geschlechtsleben, Geburt und Mißgeburt in der asiatischen Mythologie. Ztschr. f. Ethn. 1906.

Bastian, Adolf: Die Völker des östlichen Asiens. Reisen in Siam im Jahre 1863. Jena 1867.

— —: Reisen im indischen Archipel. Singapore, Batavia, Manilla und Japan. Jena 1869.

Boas, Franz: Die Entwicklung der Mythologien der Indianer der nordpacifischen Küste Amerikas. Ztschr. f. Ethn. 1895.

— —: Sagen der Indianer an der Nordwest-Küste Amerikas. Ztschr. f. Ethn. 1895.

Breysig, Kurt: Die Entstehung des Gottesgedankens, insonderheit bei den amerikanischen Urvölkern. Ztschr. f. Ethn. 1905.

Buschan, Georg: Illustrierte Völkerkunde. Bd. I. 3. Aufl. Stuttg. 1922, Bd. II. Stuttgart 1926.

Bechtold-Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. IV. Berlin und Leipzig 1932.

Dähnhardt, O.: Natursagen. Bd. I. Leipzig-Berlin 1907.

Ehrenreich, Paul: Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen. Leipzig 1910.

— —': Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin 1905.

— —: Götter und Heilbringer. Eine ethnologische Kritik. Berlin 1906.

— —: Ueber einen Ausflug nach Mexiko und Yukatan. Ztschr. f. Ethn. 1907.

Feiralik, J.: Kinderreime und Kinderspiele aus Mähren. Ztschr. für D. Myth. u. Sittenkunde. Bd. IV. Göttingen 1859.

Gengler, Joseph: Freund Adebar / Geschichten und Lieder vom Storch. 1921.

van Gennep, A.: Mythes et légendes d'Australie. Paris 1905.

de Gubernatis, A.: Die Tiere in der indogermanischen Mythologie. Uebersetzt von M. Hartmann, Leipzig 74.

Grapow, H.: Vergleiche und andere bildliche Ausdrücke im Aegyptischen.

Hagen: Unter den Papuas. 1899.

Jahn, Ulrich: Zauber mit Menschenblut und anderen Theilen des menschlichen Körpers. Zschr. f. Ethn. XX, 1888.

Jastrow, M.: Die Religion Babyloniens und Assyriens, Bd. I. u. II., Gießen 1905—09.

Klaatsch, H.: Some Notes on Scientific Travel amongst the Black Populations of Tropic Austr. in 1904, 1905, 1906. Adelaide Meeting of the Austr. Assoc. f. the Adv. of Science Jan. 1907.

Leo, H.: Ueber den Zusammenhang des germanischen Heidentums mit dem der indischen Arier. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. I, 1853.

Lexer, Matthias: Volksüberlieferungen aus dem Lesachtale in Kärnten. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. 3, 1855.

Lübkers: Reallexikon des klassischen Altertums.

Mannhardt, Wilh.: Der Kukuk. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. 3.

— —: Ditmarschenkämpfe im Heidentum.

— —: Wato, Bd. II, 1855.

Neus, H.: Die Frühlingsgöttin Ostara. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. III, 1855.

Niedlich, K. J.: Das Mythenbuch. Die germanische Mythen- und Märchenwelt als Quelle deutscher Weltanschauung. 1923.

Oldenburg: Religion des Veda. Berlin 1894.

Oppert, Gustav: Die Gottheiten der Jnder. Ztschr. f. Athn. 1905.

Ploss-Bartels: Das Weib. Leipzig 1908.

Pröhle: Aus dem Harz. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. I, 1853.

Preuss: Phall. Fruchtbarkeitsdämonen.

Puschmann, Th.: Handbuch der Geschichte der Medizin. Jena 1902.

v. Reitzenstein: Der Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur- und Kulturvölker. Berlin 1909.

Rudolf Otto: Gottheit und Gottheiten der Arier. Gießen 1932.

Runge, H.: Volksglauben in der Schweiz. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. IV, 1859.

Sahagun: Historia general de las cosas de nueva Espana. Mejico 1829, Bd. III.

Schmidt, P. W.: Die soziologische und religiös-ethische Gruppierung der australischen Stämme. Ztschr. f. Ethn. 1909.

— —: Die Stellung der Aranda unter den australischen Stämmen. Ztschr. f. Ethn. 1908.

Schwartz, Fr. L. W.: Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. 1862.

Seler, Eduard: Das Dorfbuch von Santiago Guevea. Eine zapotekische Handschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ztschr. f. Ethn. 1906.

— —: Der Charakter der aztekischen und Mayahandschriften. Berlin 1888.

— —: Die Tierbilder der mexikanischen und der Mayahandschriften. Ztschr. f. Ethn. 1908.

— —: Die Photographie eines hervorragenden Stückes aus dem mex. Altertume. 1905.

— —: Einiges über die natürlichen Grundlagen mexikan. Mythen. 1907.

— —: Erläuterungen zum Codex Borgia. Bd. I. Berlin 1904.

Sepp: Altbayerischer Sagenschatz. München.

Sethe, Kurt: Urgeschichte und älteste Religion der Aegypter. Lzg. 1930.

Spencer u. Gillen: Northern Tribes of Central Australia. London 1904.

Spiegel, Fr.: Eranische Altertumskunde II, Leipzig 1873.

Stempell, W.: Die Tierbilder der Mayahandschriften. Ztsch. f. Ethn. 1908.
Strehlow: Aranda- und Loritja-Stämme (bearbeitet von v. Leonardi), Frankfurt 1908, Teil II.
Weber, O.: Altordientalische Siegelbilder, 1920.
— —: Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. Berlin 1855.
Wiedemann, A.: Das alte Aegypten.
Wohlbold, H.: Die Farbensymbolik unserer Vorfahren. Velhagen u. Klassings Monatshefte, Aug. 1935.
Wurth, J.: Beiträge aus Nieder-Oesterreich. (Wo die kleinen Kinder herkommen.) Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. IV, 1859.
Wuttke, Adolf: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 2. Aufl. 1869.
Ziegler, Leopold: Gestaltwandel der Götter. Berlin 1920.
Zingerle, I. V.: Der heilige Baum bei Nauders. Ztschr. f. D. Myth. u. Sittenk. Bd. IV, 1859.
— —: Wald, Bäume, Kräuter (Ein Beitrag aus Tirol), Bd. I, 1853.
— —: Woher kommen die Kinder? Bd. II, 1855.

Lebenslauf.

Am 22. 12. 1911. wurde ich als Sohn des Hüttenbuchhalters Franz Filitz und seiner Ehefrau Marie geb. May in Königshütte in O. S. geboren. Nach 4 Klassen Volksschule dortselbst besuchte ich das Mathem. Gymnasium in Königshütte, an dem ich 1930 die Reifeprüfung bestand. Mein Studium begann ich Frühjahr 1931 in Erlangen und legte 1933 die ärztl. Vorprüfung, im Frühjahr 1937 die ärztl. Prüfung ab. Am 1. 7. 1937 erhielt ich die Bestallung als Arzt.